

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Ein Ort für die Ewigkeit
Die Erfinder des Todes
Echo einer Winternacht
Das Moor des Vergessens
Nacht unter Tag
Abgekupfert

Tony-Hill-/Carol-Jordan-Reihe:

Das Lied der Sirenen
Schlussblende
Ein kalter Strom
Tödliche Worte
Schleichendes Gift
Vatermord
Vergeltung
Alle Rache will Ewigkeit

Kate-Brannigan-Reihe:

Abgeblasen
Luftgärten
Skrupellos
Clean Break
Das Kuckucksei
Das Gesetz der Serie

Über die Autorin:

Val McDermid wuchs in einem schottischen Bergbaugebiet auf und lebt heute als freie Autorin in Manchester. Nach Jahren als Literaturdozentin in Oxford und als Journalistin bei namhaften englischen Zeitungen widmet sie sich heute ganz der Schriftstellerei. Ihr Roman *Das Lied der Sirenen* gewann den Gold Dagger Award für den besten Kriminalroman des Jahres 1995. Seither gilt sie als eine der interessantesten neuen Autorinnen aus dem Spannungsgenre. Mehr Informationen finden Sie auf der Homepage der Autorin: www.val-mcdermid.de

Val McDermid
Das Lied der Sirenen

Kriminalroman

Aus dem Englischen
von Manes H. Grünwald

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien
unter dem Titel »The Mermaids Singing«
bei HarperCollins Publishers, London.

Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag
bereits unter den Bandnummern 60557, 61432, 61767, 62429 und 59295.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe Dezember 2008

Copyright © 1995 by Val McDermid

Copyright © 1997 der deutschsprachigen Ausgabe

by Droemersch Verlaganstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50247-1

4 6 8 7 5

Danksagung

Es ist stets beunruhigend, wenn das Leben die Kunst zu imitieren scheint. Ich begann mit der Planung für dieses Buch im Frühjahr 1992, lange vor den Morden, die später die Homosexuellenszene in London erschütterten. Ich hoffe sehr, daß nichts in diesen Seiten irgend jemandem Kummer bereitet oder von ihm als Kränkung empfunden wird.

Wie immer habe ich bei den Recherchen für dieses Buch und auch noch während des Schreibens sehr viel vom Fachwissen meiner Freunde profitiert und es intensiv ausgenutzt. Mein besonderer Dank gilt dem leitenden Psychologen und Spezialisten für die Erstellung von Verbrecherprofilen Mike Berry vom Ashworth Top Security Psychiatric Hospital in Liverpool, daß er mir so viel von seiner Zeit geopfert und sein Fachwissen zur Verfügung gestellt hat. Die Einblicke in Details und die Informationen, die ich durch ihn zusammentragen konnte, waren von unschätzbarem Wert, und unsere Fachsimpelei führte bei Dinner-Partys oft genug dazu, daß die Gespräche der anderen Gäste jäh abbrachen.

Dank auch an Peter Byram von der Responsive College Unit in Blackburn, der mir bei den Feinheiten der Computertechnologie wertvolle Hinweise gab. Alison Scott und Frankie Hegarty versorgten mich mit Informationen aus dem Bereich der Medizin. Detective Superintendent Mike Benison von der Sussex Police nahm sich trotz seines immer vollen Terminkalenders die Zeit, mir das polizeiliche Vorgehen bei schwierigen Morduntersuchungen zu erklären. Jai Penna, Diana Cooper und Paula Tyler demonstrierten wieder einmal, daß es Rechtsanwälte gibt, die zu

Opfern an Zeit bereit sind, wenn sie anderen mit ihrem Wissen helfen können.

Brigid Baillie und Lisanne Radice gilt mein besonderer Dank für die Unterstützung, die Geduld und die Ratschläge, die sie mir während des Schreibens an diesem Buch angedeihen ließen. Es ist sicher nicht einfach, sich mit jemandem abzugeben, der seine Tage damit verbringt, sich vorzustellen, was im Kopf eines Serienmörders vorgeht.

Die im Norden Englands gelegene Stadt Bradfield ist in jeder Hinsicht eine Schöpfung meiner Phantasie. Insbesondere möchte ich darauf hinweisen, daß ich das Verhalten und die Einstellung von Angehörigen bestimmter Berufsgruppen – einschließlich der Polizei – eher aus Gründen romangestalterischer Notwendigkeit so gewählt habe und nicht sosehr, um eine möglichst große Wahrscheinlichkeit zu erzielen. Wir haben in Großbritannien glücklicherweise nur wenige Serienmörder, was darauf zurückzuführen ist, daß die meisten bereits nach ihrem ersten Mord gefaßt werden. Wollen wir hoffen, daß unsere Kriminalpolizei und die mit der Erstellung von Verbrecherprofilen befaßten Polizeipsychologen es schaffen, daß es dabei bleibt.

Für Tookie Flystock,
meinen geliebten Serien-Insektenkiller

Ich habe die Meerjungfrauen singen hören.
Sie sangen einander vor.
Ich glaube nicht, daß sie je einmal für mich
singen werden.

T. S. Eliot, *J. Alfred Prufrocks Liebesgesang*

Die Seele der Folter ist männlich.
Anmerkung auf der Eintrittskarte
für das Museum für Kriminologie und Folter
in San Gimignano, Italien

Alle den Kapiteln vorangestellten Epigramme
sind dem Buch *Der Mord als eine schöne
Kunst betrachtet* von Thomas De Quincey
(erschienen 1827) entnommen.

**Auf 3 1/2-Zoll-Diskette, Beschriftung: Backup.007;
Datei Love001.doc**

Man erinnert sich stets an das erste Mal. Sagt man das nicht vom Sex? Wieviel eher aber trifft es auf Mord zu. Ich werde keinen einzigen köstlichen Augenblick dieses neuen, exotischen Dramas vergessen. Obwohl ich inzwischen vor dem Hintergrund langer Erfahrung und später Einsicht sagen muß, daß es eine doch recht amateurhafte Vorstellung war – es vermag mich immer noch erschauern zu lassen, auch wenn es mir nicht mehr das Gefühl der Befriedigung verschafft.

Obleich es mir vor der aufgezwungenen Entscheidung zum Handeln nicht bewußt war, ich hatte den Weg zum Mord weit im voraus geebnet. Stellen Sie sich einen Augusttag in der Toskana vor. Ein komfortabler Reisebus mit Klimaanlage brachte uns im Eiltempo von Stadt zu Stadt, eine Reisegruppe von Kulturbeflissenen aus dem Norden Englands, die begierig darauf waren, jeden Augenblick der Zweiwochentour mit erinnerungswürdigen Besichtigungen auszufüllen, die man Castle Howard und Chatsworth entgegenstellen konnte.

Ich hatte Florenz genossen, seine Kirchen und Museen voller sich auf seltsame Weise widersprechender Gemälde von Martyrien und Madonnen. Ich war in die schwindelerregende Höhe von Brunelleschis Kuppel gestiegen, welche den monumentalen Dom überragt, beginnend bei der Wendeltreppe, die von der Galerie zum kleinen Kuppeldach hinaufführt und deren abgetretene Steinsteufen zwischen der Decke des Doms und dem Dach selbst eingezwängt sind. Ich hatte das Gefühl, in meinem Computer zu stecken, nur eine Rolle in einem

Fantasy-Stück zu spielen, während ich mich durch das Labyrinth zum Tageslicht hocharbeitete. Es fehlte bloß noch, daß unterwegs irgendwelche Ungeheuer auftauchten und zum Erreichen des Ziels erschlagen werden mußten. Und dann, beim Eintauchen ins helle Tageslicht, die Verwunderung, daß hier oben, am Ende dieses klaustrophobischen Aufstiegs, ein Postkarten- und Souvenirverkäufer stand, ein kleiner, dunkler, lächelnder Mann, gebeugt vom jahrelangen Hochschleppen seiner Ware. Wenn es tatsächlich nur ein Spiel gewesen wäre, hätte ich bestimmt irgendeinen Zauber bei ihm kaufen können. Wie es aber nun einmal in der Realität um die Dinge bestellt war, kaufte ich mehr Postkarten bei ihm, als ich Leute kannte, denen ich sie hätte schicken können.

Nach Florenz kam San Gimignano. Die Stadt ragte hoch aus der grünen toskanischen Ebene auf, und ihre zerfallenden Türme reckten sich in den Himmel wie Krallenfinger aus einem Grab. Der Fremdenführer plapperte etwas von einem »mittelalterlichen Manhattan« – ein weiterer krasser Vergleich zu all den anderen, mit denen er uns seit Calais gefüttert hatte.

Als wir der Stadt näher kamen, steigerte sich meine Aufregung. Überall in Florenz war ich auf Werbeplakate für die einzige Touristenattraktion gestoßen, die ich wirklich zu sehen wünschte. Die in prächtigem tiefem Rot und Gold gehaltenen Plakate glänzten mir verheißungsvoll von den Laternenpfählen entgegen, und sie forderten mich mit Nachdruck auf, das Museo Criminologico di San Gimignano zu besuchen. Ich zog meinen Reiseführer zu Rate und fand bestätigt, was ich vermutet hatte – ein Museum für Kriminologie und Folter. Natürlich befand es sich nicht auf unserem kulturellen Reiseplan.

Ich brauchte nicht nach meinem Ziel suchen; wir waren kaum ein paar Meter durch das massive Steintor in der mittelalter-

lichen Stadtmauer gegangen, als mir auch schon ein Faltblatt über das Museum, komplett mit Stadtplan, aufgedrängt wurde. Ich kostete meine Vorfreude aus, wanderte einige Zeit durch die Gassen und bewunderte die Baudenkmäler bis hin zu den Türmen, die dem Stadtbild eine gewisse Disharmonie verliehen. Jede mächtige Familie hier hatte ihren eigenen befestigten Turm gehabt, und sie hatte ihn mit allen Mitteln, von flüssigem Blei bis zu Kanonen, gegen die Nachbarn verteidigt. In seiner Blütezeit hat San Gimignano angeblich einige hundert Türme gehabt. Verglichen mit den Zuständen im mittelalterlichen San Gimignano geht es heutzutage in Hafenvierteln am Samstag nach Arbeitsschluß zu wie in einem Kindergarten, und die rauflustigen Seeleute sind nichts als chaotische Dilettanten.

Als ich dem Drang, endlich ins Museum zu kommen, nicht mehr widerstehen konnte, überquerte ich die Piazza im Stadtzentrum, warf eine zweifarbige 200-Lire-Münze in das Becken des Springbrunnens, um mir Glück in der Zukunft zu sichern, und ging dann ein kurzes Stück in eine Seitenstraße, wo die mir inzwischen bekannten rot-goldenen Plakate in großer Zahl die alten Hauswände zierten. Aufregung summte in meinem Inneren wie ein blutgieriger Moskito, als ich das kühle Foyer des Museums betrat und mir, äußerlich gelassen, die Eintrittskarte und den auf Hochglanzpapier gedruckten, reich illustrierten Museumsführer kaufte.

Wie soll ich dieses Erlebnis schildern? Die physische Realität war überwältigend, weitaus beeindruckender, als ich durch Fotos oder Videos oder Bücher darauf vorbereitet war. Das erste Ausstellungsstück war eine Streckbank, und das Hinweisschild beschrieb ihre Funktion auf italienisch und englisch in liebenswertem Detail. Schultern ruckten aus ihren Gelenkpfannen, Hüft- und Kniegelenke zerplatzten zum Geräusch zerfetzender Sehnen und Bänder, Wirbelsäulen dehnten sich

aus ihrer Verankerung, bis die einzelnen Wirbel wie Perlen von einer defekten Schnur auseinanderrissen. »Die Opfer«, verkündete das Hinweisschild lakonisch, »waren nach der Behandlung auf der Streckbank meist zwischen fünfzehn und dreiundzwanzig Zentimeter länger als vorher.« Wie außergewöhnlich phantasievoll diese Inquisitoren doch waren. Es genügte ihnen nicht, ihre Ketzer peinlich zu befragen, solange sie noch lebten und qualvoll litten, nein, sie mußten auch noch in den verstümmelten Leichen nach weiteren Antworten suchen.

Die Ausstellung war ein Denkmal für die Genialität des Menschen. Man mußte diese Geister bewundern, die den menschlichen Körper so gründlich studiert hatten, daß sie sich solch auserlesene und feinstens abgestimmte Leidensprozesse ausdenken konnten. Trotz ihrer noch verhältnismäßig gering entwickelten Technologie waren diese mittelalterlichen Gehirne in der Lage, derart raffinierte Folterungssysteme zu ersinnen, daß sie heute noch angewendet werden. Es scheint, daß die einzige Verbesserung, die unsere moderne postindustrielle Gesellschaft hervorgebracht hat, in der zusätzlichen Anwendung der Elektrizität besteht.

Ich ging durch die Räume, genoß jedes einzelne Ausstellungsstück, von den dicken Eisenstacheln der Eisernen Jungfrau bis zum subtileren und äußerst eleganten Mechanismus der Lochbirnen, diesen schmalen, aus Einzelsegmenten zusammengesetzten eiförmigen Gebilden, die in die Vagina oder den Anus eingeführt werden. Wenn dann eine Sperrklinke gelöst und das Gerät gedreht wurde, glitten die einzelnen Segmente auseinander und spreizten sich nach außen, bis die Birne eine Metamorphose durchgemacht und sich in eine exotische Blume verwandelt hatte, deren Blütenblätter an den Rändern rasiermesserscharfe Metallzähne aufwiesen. Dann zog man das Gerät heraus. Manchmal überleb-

ten die Opfer, was wahrscheinlich das grausamere Schicksal war.

Ich bemerkte das Unbehagen und das Entsetzen auf den Gesichtern und in den Stimmen einiger anderer Besucher, aber ich erkannte es sofort als Heuchelei. Ingeheim genossen sie jede Minute hier, aber die bürgerliche Ehrbarkeit verbot ihnen jegliches Eingeständnis ihrer inneren Erregung. Nur die Kinder waren ehrlich in ihrer begeisterten Faszination. Ich hätte liebend gern gewettet, daß ich keinesfalls die einzige Person in diesen kühlen pastellfarbenen Räumen war, die das Aufwallen sexueller Erregung zwischen den Beinen verspürte, während wir die Ausstellungstücke gierig in uns aufnahmen. Ich habe mich oft gefragt, wie viele Sexakte während des Urlaubs durch die heimliche Erinnerung an das Foltermuseum gewürzt wurden.

Draußen im sonnendurchfluteten Innenhof kauerte ein Skelett in einem Käfig, die Knochen so sauber, als wären sie von Geiern abgenagt worden. In den Tagen, als die Türme noch herrisch San Gimignano überragten, waren Käfige mit solchem Inhalt an die Außenseite der Stadtmauer gehängt worden als Botschaft an die Einwohner wie an Fremde gleichermaßen, daß dies eine Stadt war, in der das Gesetz harte Strafen für diejenigen vorsah, die es nicht beachteten. Ich spürte eine seltsame Verwandtschaft mit diesen Bürgern. Auch ich respektiere die Notwendigkeit der Bestrafung nach einem Treuebruch.

In der Nähe des Skeletts lehnte ein großes, eisenbeschlagenes Speichenrad an der Mauer. Es wäre eher in einem landwirtschaftlichen Museum am richtigen Platz gewesen. Aber das Schild an der Wand dahinter wies auf eine phantasievollere Verwendung hin. Verbrecher wurden auf das Rad gebunden. Als erstes wurden sie gezeißelt, und zwar mit Peitschen, versehen mit Dornen, die ihnen das Fleisch von den Knochen

rissen und für die geifernde Menge ihre inneren Organe und Eingeweide bloßlegten. Dann wurden ihnen auf dem Rad mit Eisenstangen die Knochen gebrochen. Ich dachte unwillkürlich an die Tarot-Karte Das Schicksalsrad.

Als mir später klar wurde, daß ich zum Morden gezwungen sein würde, stieg die Erinnerung an das Foltermuseum wie eine Muse vor meinem geistigen Auge auf. Ich bin immer geschickt mit meinen Händen gewesen.

Nach dem ersten Mal hoffte ein Teil meines Bewußtseins, daß ich nicht gezwungen würde, es noch einmal zu tun. Aber ich wußte auch, wenn es wieder sein mußte, dann würde ich es besser machen. Wir lernen ja aus unseren Fehlern, aus den Unzulänglichkeiten unserer Handlungen. Und gottlob führt zunehmende Praxis letztendlich zur Perfektion.

Gentlemen, mir ist die Ehre zuteil worden, von unserem Komitee mit der anspruchsvollen Aufgabe betraut worden zu sein, den Williams-Vortrag über das Thema »Der Mord als eine der schönen Künste« zu halten – eine Aufgabe, die abzuhandeln vor drei oder vier Jahrhunderten ein leichtes gewesen wäre, als diese Kunst noch wenig verstanden zu werden pflegte und nur vereinzelte vorbildhafte Fälle zutage getreten waren. Aber in unserer Zeit, in der von genialen Könnern exzellente Meisterwerke ausgeführt sind, muß es für alle Welt augenscheinlich sein, daß, entsprechend der Kritik, mit der sie vom Volke belegt worden werden, die Polizei danach zu trachten gezwungen ist, ihre Methoden dieser Meisterschaft anzupassen.

Tony Hill legte die Hände hinter den Kopf und starrte an die Decke. Ein feines Netz von Rissen zog sich durch die kunstvolle Gipsrose, die sich um die Lampenbuchse rankte, aber er hatte keinen Blick dafür. Das dünne Licht der Morgendämmerung, vermischt mit dem Orange der Straßenlampen, drang durch einen dreieckigen Spalt am oberen Rand der Vorhänge, aber auch das interessierte ihn nicht. Unterbewußt registrierte er das Anspringen der Zentralheizung, die sich daranmachte, der feuchten Winterkälte die Schärfe zu nehmen, welche durch die Ritzen in der Tür und den Fensterrahmen hereinsickerte. Seine Nase war kalt, die Augen verklebt. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er zum letztenmal eine ganze Nacht durchgeschlafen hatte. Seine Sorgen über das, was am heutigen Tag auf ihn zukam, waren zum Teil schuld daran, daß seine Träume immer wieder unterbrochen worden waren, aber da war mehr als das. Viel mehr.

Als ob es heute nicht schon genug gäbe, über das er sich Sorgen machen müßte. Er wußte, was man von ihm erwartete, aber es

auch fertigzubringen, das war eine ganze andere Sache. Es gab Menschen, die standen diese Dinge mit nicht mehr als einem leichten Flattern im Magen durch, doch nicht so Tony. Er würde alle seine Kräfte mobilisieren müssen, um die Fassade aufrecht-erhalten zu können, die erforderlich war, den Tag zu überstehen. Unter dem Eindruck der Umstände, die ihn derzeit in ihrem Bann hielten, hatte er ein ganz neues Verständnis dafür, wie viel für Schauspieler, die immer wieder im selben Stück auftreten, dazu gehört, das Publikum durch konzentriertes, schwungvolles Spiel zu fesseln. Heute abend würde er zu nichts mehr zu gebrauchen sein als zu einem weiteren vergeblichen Versuch, einmal acht Stunden durchzuschlafen.

Er veränderte seine Lage im Bett, zog eine Hand unter dem Kopf hervor und fuhr durch sein kurzes dunkles Haar. Dann strich er sich über die Bartstoppeln auf seinem Kinn und seufzte. Er wußte, was er heute am liebsten tun würde, war sich aber darüber im klaren, daß es beruflicher Selbstmord war, wenn er es tatsächlich machte. Sein Wissen, daß in Bradfield ein Serienmörder sein Unwesen trieb, war nicht von Bedeutung. Er konnte es sich nicht leisten, der erste zu sein, der das aussprach. Sein leerer Magen rebellierte, und er zuckte zusammen. Mit einem Seufzer schob er die Steppdecke zurück und stieg aus dem Bett.

Tony schleppte sich zum Bad und machte das Licht an. Während er pinkelte, schaltete er mit der freien Hand das Radio auf der Ablage ein. Der Ansager des Straßenverkehrsberichts der Station Bradfield Sound verkündete die üblichen Staus mit einer Fröhlichkeit, die keinem Autofahrer ohne eine gehörige Dosis Aufputschmittel zu entlocken gewesen wäre. Tony war froh, daß er sich heute morgen nicht in den Verkehr stürzen mußte, und wandte sich dem Waschbecken zu.

Er starrte im Spiegel in seine tiefliegenden blauen Augen, die noch verschlafen dreinblickten. Wer auch immer gesagt hat, die Augen seien der Spiegel der Seele, er hat echten Scheiß geredet,

dachte er zynisch. Nun ja, vielleicht stimmte es doch, und er hatte nur keinen intakten Spiegel im Haus. Er machte den obersten Knopf seiner Schlafanzugjacke auf, öffnete die Tür des Spiegelschranks und wollte den Rasierschaum herausnehmen. Das Zittern seiner Hände ließ ihn abrupt innehalten. Wütend schlug er die Tür wieder zu, die mit einem lauten Knall ins Schloß fiel, und griff nach seinem elektrischen Rasierapparat. Er haßte diese Trockenrasur, die ihm nie das frische, saubere Gefühl der Naßrasur vermittelte. Doch es war immer noch besser, sich ein wenig schmutzig zu fühlen, als zur Illustration für einen mißlungenen Selbstmordversuch durch tausend Schnitte zu dienen.

Ein weiterer Nachteil der elektrischen Rasur war die Tatsache, daß er sich nicht auf die Tätigkeit zu konzentrieren brauchte, und das gab seinem Geist die Möglichkeit, über den bevorstehenden Tag nachzudenken. Manchmal war es verführerisch, sich vorzustellen, alle anderen Menschen seien wie er selbst, würden morgens aufstehen und sich eine bestimmte Rolle für den Tag aussuchen. Aber er hatte im Lauf der jahrelangen Erforschung des Geistes anderer Menschen erkannt, daß das nicht so war. Für die meisten Leute war das, was sie wählen konnten, eng begrenzt. Einige von ihnen wären zweifellos dankbar für die Möglichkeiten, die das Wissen, das fachliche Können und die ihm auferlegten Zwänge Tony verschafft hatten. Er war keiner von ihnen.

Als er den Rasierapparat ausschaltete, erklangen im Radio die hektischen Musikfetzen, die jeder Nachrichtensendung bei Bradfield Sound vorausgingen. Mit dem Gefühl einer bösen Vorahnung wandte er das Gesicht dem Radio zu, wachsam und angespannt wie ein Mittelstreckenläufer in Erwartung des Startschusses. Am Ende der fünfminütigen Sendung seufzte er erleichtert auf und zog den Duschvorhang zur Seite. Er hatte eine Nachricht erwartet, die er auf keinen Fall hätte ignorieren können. Aber es war bei den drei Leichen geblieben.

Am anderen Ende der Stadt beugte sich John Brandon, Assistant Chief Constable (Kriminalabteilung) der Stadtpolizei von Bradfield über das Waschbecken in seinem Badezimmer und starrte griesgrämig in den Spiegel. Nicht einmal der Rasierschaum, der sein Gesicht wie der Bart eines Weihnachtsmanns umrahmte, konnte ihm ein gütig-wohlwollendes Aussehen verleihen. Wenn er sich nicht für den Polizeidienst entschlossen hätte, wäre er ein idealer Kandidat für den Beruf des Bestattungsunternehmers gewesen. Er war einsachtundachtzig groß, schlank an der Grenze zur Magerkeit, hatte tiefliegende dunkle Augen und – vorzeitig – stahlgraues Haar. Selbst wenn er lächelte, wich ein Ausdruck der Melancholie nicht von seinem langen Gesicht. Heute sehe ich aus wie ein Bluthund mit einer Kopfgrippe, dachte er. Es gab allerdings gute Gründe für sein Elend. Er war im Begriff, eine Vorgehensweise einzuschlagen, die bei seinem Chief Constable so populär sein würde wie ein christlicher Priester in einer Satanskult-Loge.

Brandon seufzte tief und bespritzte dabei den Spiegel mit Schaumflocken. Derek Armthwaite, sein Chief, hatte die brennenden blauen Augen eines Visionärs, aber was sie vor sich sahen, hatte nichts mit revolutionären Entwicklungen zu tun. Er war ein Mann, der das Alte Testament als angemesseneres Handbuch für Polizeibeamte betrachtete als das Polizeigesetz samt der Ermittlungsverordnung. Er hielt die meisten modernen Polizeimethoden nicht nur für untauglich, sondern sogar für ketzerisch. Nach Derek Armthwaites oft geäußerter Ansicht würde die Rückkehr zur Rute und zur neunschwänzigen Katze weitaus eher dazu beitragen können, die Kriminalitätsrate zu senken, als jede noch so große Zahl von Sozialarbeitern, Soziologen und Psychologen. Wenn er wüsste, was Brandon für diesen Morgen geplant hatte, würde er ihn umgehend zur Verkehrspolizei versetzen, was als modernes Äquivalent zum alttestamentarischen Verschlingen Jonas' durch den Wal zu betrachten war.

Ehe es jedoch dazu kommen konnte, daß Brandons Depression seinen Vorsatz überlagerte, wurde er durch ein Klopfen an der Badezimmertür aus seinen Gedanken gerissen. »Dad?« rief seine ältere Tochter. »Brauchst du noch lange?«

Brandon schnappte sich hastig sein Rasiermesser, tunkte es ins Waschbecken und zog es über eine seiner Wangen, ehe er antwortete. »Noch fünf Minuten, Karen«, rief er. »Tut mir leid.« In einem Haus mit drei Teenagern und einem Badezimmer konnte man es sich nur selten leisten, grübelnd die Zeit zu verträdeln.

Carol Jordan stellte die noch halbvolle Kaffeetasse auf den Rand des Waschbeckens und wollte in die Dusche steigen, stolperte aber über die schwarze Katze, die um ihre Knöchel strich. »Nur ein paar Minuten, Nelson«, murmelte sie als Antwort auf sein fragendes Miauen, als sie es dann doch geschafft hatte und die Gleittür der Dusche zuschob. »Und weck bloß Michael nicht auf.«

Carol hatte sich vorgestellt, daß die Beförderung zum Detective Inspector und die damit verbundene Entlassung aus dem Turnus des Schichtdienstes ihr zu den regelmäßigen acht Stunden Schlaf verhelfen würden, die seit dem Eintritt in den Polizeidienst ihre große Sehnsucht gewesen waren. Aber sie hatte das Pech gehabt, daß ihre Beförderung mit dem, was ihr Team inoffiziell die »Schwulenmorde« nannte, zusammenfiel. Wie oft Superintendent Tom Cross den Medien gegenüber und in den Büroräumen des Morddezernats auch prahlte, es gäbe keine forensisch nachweisbaren Verbindungen zwischen den Morden und keinerlei Anlaß zu der Vermutung, ein Serienkiller treibe sein Unwesen in Bradfield, die Teams der Mordkommission waren da anderer Meinung.

Als das warme Wasser über Carol strömte und ihr blondes Haar eine mausgraue Farbe annahm, dachte sie – und nicht zum erstenmal –, daß Cross' Haltung, ebenso wie die des Chief

Constable, eher seinen Vorurteilen entsprang, als daß sie für die Allgemeinheit dienlich war. Je länger er leugnete, daß da ein Serienmörder umging, der Männer tötete, die hinter einer ehrbaren Fassade ein heimliches Homosexuellenleben verbargen, um so mehr schwule Männer würden sterben. Wenn man sie nicht mehr von der Straße bekommen konnte, indem man sie einsperrte, dann sollte doch ein Mörder sie aus dem Verkehr ziehen. Es spielte im Grunde keine Rolle, ob ihm das durch Mord gelang oder dadurch, daß er sie von ihrem Tun abbrachte, indem er ihnen Angst einjagte.

Das war eine Taktik, welche alle Arbeit, die Carol und ihre Kollegen in die Untersuchung steckten, ad absurdum führte, ganz zu schweigen von den Hunderttausenden von Pfund, die diese Untersuchungen den Steuerzahler kosteten, vor allem, weil Cross darauf bestand, daß jeder Mord als ein völlig von den anderen getrennter Fall zu behandeln war. Jedesmal, wenn eines der drei Teams auf Details stieß, die die Fälle miteinander in Verbindung zu bringen schienen, wies Cross sie mit fünf Punkten, die seiner Meinung nach dagegen sprachen, zurück. Es spielte keine Rolle, daß die Gemeinsamkeiten jedesmal andere waren und Cross' Gegenargumente stets aus denselben ermüdenden fünf Punkten bestanden. Cross war der Boß. Und sein Stellvertreter, der Deputy Chief Inspector, hatte den Entschluß gefaßt, dem Streit zu entgehen, indem er sich mit seinen für solche Fälle reservierten »Rückenbeschwerden« in Krankenurlaub abgemeldet hatte.

Carol schüttelte unter dem warmen Wasserstrahl die letzte Schläfrigkeit ab. Der von ihr eingeschlagene Kurs bei der Untersuchung würde am Felsen von Popeye Cross' bigotter Voreingenommenheit nicht stranden. Selbst wenn einige der jüngeren Polizeibeamten dazu neigten, sich – als Ausrede für ihren mangelnden eigenen Einsatz bei den Untersuchungen – der einseitigen Ansicht des Bosses anzuschließen, sie, Carol Jordan, würde sich stets zu hundert Prozent engagieren, und zwar in die richtige

Richtung. Sie hatte sich nun fast neun Jahre im Dienst die Hacken abgelaufen, zunächst mit dem Ziel, einen verantwortlichen Dienstgrad zu erreichen, und dann, um den erkämpften Sitz im Schnellzug der Beförderungen auch zu rechtfertigen. Sie hatte nicht die Absicht, ihre Karriere auf einen Prellbock auflaufen zu lassen, nur weil sie den Fehler begangen hatte, sich einer Abteilung von Neandertalern anzuschließen.

Carol hatte ihren Entschluß gefaßt, und sie stieg mit gestrafften Schultern und einem trotzigem Blick in den grünen Augen aus der Dusche. »Komm, Nelson«, sagte sie, schlüpfte in ihren Morgenmantel und nahm das Muskelbündel im schwarzen Fell auf den Arm. »Komm, Junge, jetzt kriegst du dein Frühstück aus schönem rotem Fleisch.«

Tony drehte sich um und schaute noch einmal für letzte fünf Sekunden auf das Folienbild auf der Leinwand hinter sich. Da die Mehrheit der Zuhörer das Desinteresse an seinem Vortrag dadurch zum Ausdruck gebracht hatte, daß man sich demonstrativ keine Notizen gemacht hatte, wollte er wenigstens dem Unterbewußtsein der Leute die bestmögliche Gelegenheit geben, das Flußdiagramm des Prozesses über die Erstellung eines Verbrecherprofils aufzunehmen.

Er wandte sich wieder den Zuhörern zu. »Ich brauche Ihnen nicht vorzutragen, was Sie längst wissen. Psychologen, die Verbrecherprofile erstellen, schnappen keine Kriminellen. Das machen unsere Bobbys.« Er schaute lächelnd in die Gesichter der hochrangigen Polizeibeamten und Beamten des Innenministeriums, wollte sie dazu bringen, seine Bescheidenheit anzuerkennen. Einige taten es, lächelten zurück, die meisten aber sahen ihn weiterhin mit steinerner Miene an.

Tony wußte, was er auch anstellte, er konnte die Masse der leitenden Polizeibeamten nicht davon überzeugen, daß er kein theoretisierender Universitätsprofessor war, der sich anmaßte,

ihnen zu sagen, wie sie ihren Job zu machen hatten. Er unterdrückte einen Seufzer, warf einen Blick auf sein Konzept und fuhr fort, während er versuchte, soviel Augenkontakt wie nur möglich herzustellen und die lässige Körpersprache der erfolgreichen, witzigen Redner zu imitieren, auf die er bei einer Studie über das Clubleben in Nordengland gestoßen war. »Aber manchmal sehen wir Psychologen, die wir Verbrecherprofile erstellen, die Dinge anders«, sagte er. »Und diese neue Perspektive kann alles in einem anderen Licht erscheinen lassen. Tote haben durchaus noch etwas zu berichten, und was sie Profilerstellern erzählen, ist nicht das gleiche wie das, was sie Polizeibeamten sagen.

Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel geben. Drei Meter neben einer Straße wird im Gebüsch eine Leiche gefunden. Ein Polizist hält diese Tatsache natürlich fest. Er wird den Boden in der ganzen Umgebung nach Spuren absuchen. Gibt es Fußspuren? Hat der Mörder irgend etwas zurückgelassen? Sind Stoffasern an Ästen hängengeblieben? Aber für mich ist diese einzige Tatsache nur der Ausgangspunkt für Überlegungen, die, in Verbindung mit allen anderen Informationen, welche mir verfügbar sind, sehr wohl zu nützlichen Schlüssen über die Person des Mörders führen können. Ich werde mich fragen: Wurde die Leiche absichtlich hier abgelegt, oder war der Mörder nur zu kaputt, sie an einen entfernteren Ort zu schleppen? Kam es ihm darauf an, die Leiche zu verstecken, oder war er vornehmlich darauf aus, sie loszuwerden? Wollte er, daß die Leiche gefunden wird? Wie lange sollte seiner Absicht nach die Leiche unentdeckt bleiben? Hatte dieser Ort eine besondere Bedeutung für ihn?« Tony hob die Schultern und streckte die Hände in einer fragenden Geste aus. Die Zuhörer beobachteten ihn weiterhin unbewegt. Mein Gott, wie viele Tricks mußte er noch aus dem Hut ziehen, ehe eine Reaktion erfolgte? Das leichte Prickeln der Schweißtropfen in seinem Nacken wurde zu einem Rinnsal, das zwischen seiner Haut und dem Hemdkragen herunterlief. Es verursachte ein unangenehmes

Gefühl, das ihn daran erinnerte, wer wirklich hinter der Maske steckte, die er für diesen öffentlichen Auftritt aufgesetzt hatte.

Tony räusperte sich, streifte ab, was er fühlte, wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem zu, was er sagen wollte und fuhr fort: »Ein Verbrecherprofil ist nichts anderes als ein weiteres Werkzeug, das den Untersuchungsbeamten der Polizei helfen kann, sich auf den Kern der Ermittlungen zu konzentrieren. Unser Job ist es, dem Bizarren einen Sinn zu geben. Wir können Ihnen nicht den Namen, die Adresse oder die Telefonnummer eines Verbrechers nennen. Aber was wir tun *können*, ist, Ihnen aufzuzeigen, um welche Art von Persönlichkeit es sich handeln muß, die da ein Verbrechen mit besonderen Charakteristika begangen hat. Manchmal vermögen wir auch Hinweise darauf zu geben, in welcher Gegend der Verbrecher höchstwahrscheinlich lebt und welcher Arbeit er vermutlich nachgeht.

Ich weiß, einige von Ihnen haben die Notwendigkeit angezweifelt, eine Nationale Einsatzgruppe zur Erstellung von Verbrecherprofilen ins Leben zu rufen. Sie stehen damit nicht allein da. Auch in den liberalen, auf extreme Nutzung der freiheitlichen Rechte in unserem Land bedachten Kreisen lehnt man sich dagegen auf.« Na endlich, dachte Tony mit einiger Erleichterung, als er Lächeln und Nicken in der Zuhörerschaft wahrnahm. Er hatte vierzig Minuten gebraucht, bis es soweit war, aber nun war es ihm schließlich doch gelungen, sie aus ihrer stoischen Teilnahmslosigkeit herauszuholen. Das hieß noch nicht, daß er sich jetzt entspannen konnte, aber es milderte doch sein Unbehagen. »Es ist«, fuhr er fort, »bei uns schließlich nicht wie bei den Amerikanern. Bei uns lauern nicht hinter jeder Ecke irgendwelche Serienmörder. In unserer Gesellschaft werden mehr als neunzig Prozent aller Morde von Familienangehörigen oder Bekannten der Mordopfer begangen.« Jetzt hörten sie ihm wirklich aufmerksam zu. Wie auf Kommando in der Exerzierhalle wurden gekreuzte Arme entfaltet und übereinandergeschlagene Beine gelockert.